

Die Kunst Jesu, das Reich Gottes in Gleichnissen zu beschreiben, ist einzigartig. Allein die sprachliche Brillanz dieser Parabel, ihre Einfachheit, Zielgerichtetheit, Differenziertheit und Vielfältigkeit ist faszinierend. Noch faszinierender ist aber die Sicherheit und Zuversicht Jesu, die aus diesen Gleichnissen ausgeht. Israel wartete damals schon seit Jahrhunderten auf das Reich Gottes, es kennt seine Verheißungen und sehnt sich nach seiner Realität, erfährt aber immer wieder nur Spuren. Auch die Jünger Jesu hätten leicht mutlos werden können, da die sie umgebende Welt sich keineswegs schlagartig und in allem zum Positiven verwandelte. Gerade da ist die Sicherheit Jesu überraschend, tröstlich und heilsam. – Das trifft freilich heute noch gesteigert zu: Denn gerade in unserer Zeit hat jede Äußerung der Kirche ein allzu einseitig dunkles und schräges Echo in der Öffentlichkeit und auch innerhalb der Kirche selbst. Da ist es wohlthuend, auf das Original zu schauen und von dort her die bleibende Identität der Kirche und unsere Aufgabe zu entdecken. Die Schönheit dieser Gleichnisse liegt auch darin, dass in ihnen Gottes Reich gleichzeitig ganz natürlich und ganz göttlich erscheint. Jesus greift ohne jede Unsicherheit und ohne zu zögern zu den Vorgängen und Gegenständen der Natur und erklärt durch sie Gottes Wirken in der Welt und der Gesellschaft. Das ist – je nach dem, wie man es auffasst – eine gute und ernüchternde Nachricht: Gott braucht keine andere, zusätzliche geheimnisvolle Welt neben oder über der Schöpfung, um seine Pläne zu verwirklichen. Die erfahrbare und täglich erlebte Natur der Pflanzen, der Tiere und der Menschen reicht ihm. Nicht, weil die Natur göttlich wäre und auch nicht, weil wir uns mit der materiellen Natur begnügen müssten. Sondern weil es eine hohe und differenzierte Kompatibilität zwischen der erschaffenen Welt und der Ewigkeit Gottes, zwischen Natur und Geist, zwischen Himmel und Erde gibt. Aber wenden wir uns dem Text zu, um Jesu gelassene Zuversicht zu erlernen:

Das erste Gleichnis erzählt von der selbstwachsenden Saat.

1. Die Gelassenheit beginnt schon damit, dass überhaupt gesät wurde. Das, was vielleicht als ödes Land und unfruchtbarer Boden der Menschheit und der Geschichte ausschaut, ist ein besäter Acker. Still ruhen Samen in der Erde. Aber damit beschäftigt sich das Gleichnis gar nicht, das wird locker vorausgesetzt.
2. Wichtiger ist zu zeigen, dass in der Erde mit den Samen etwas Entscheidendes und zwar ohne unser Zutun passiert. Das Reich Gottes ist nicht die Frucht unseres Besorgtseins und unserer Aktionen. Man muss vielmehr sagen: die Schöpfung Gottes geht weiter. Der Ausdruck „es wurde Nacht und es wurde Tag“

erinnert doch an die Schöpfungsgeschichte, wo Gott mit seinem Wort eine Woche lang Tag für Tag alles erschafft.

Allerdings – vielleicht ist es Ihnen auch aufgefallen – die Pflanzen sind nicht explizit von Gott erschaffen. Himmel und Erde, Tiere und Menschen schon, aber nicht die Pflanzen. Die Pflanzen werden nämlich von der Erde „hervorgebracht“, die Erde ist so beschaffen, dass sie die Fortsetzung von alleine vollbringen kann. Das muss und kann der Mensch nicht machen. Heute greift er freilich mal mit Recht mal sehr verkehrt in diese Vorgänge ein, aber zur Zeit Jesu war das ein wundersamer und staunenswerter Vorgang, der dem Bauer viel Geduld abverlangte und großes Staunen hervorrief.

3. Dazu, wie es geschieht, steht im Text im Griechischen ein schönes Wort: „Die Erde bringt ihre Frucht *automáteh*, also ‚automatisch‘, von selbst.“

Das ist besonders erstaunlich, da es um das Reich Gottes geht: es kommt nicht schlagartig; und vor allem wird es nicht hergezaubert; die Erde bringt aus den Samen zuerst die Pflanze, dann die Frucht allmählich, langsam aber sicher hervor.

Das ist freilich nur ein wichtiger Aspekt von Gottes Handeln, nicht der einzige. Es gibt auch Gleichnisse Jesu, wo es um die Aktivität, sogar um eine hohe Anstrengung des Menschen geht, wie im Gleichnis von den anvertrauten Talenten. Aber es gibt eben auch das Wunder des Wachsens, das wir weder selber tun noch ganz begreifen können. Hier ist allein Gott am Werk – auch die lange sich hinziehende Zeit liegt in seiner Hand.

4. Die Saat wächst allerdings nicht ewig. Nicht das Wachstum ist das Ziel, sondern die reifen Ähren mit dem Korn darin. Sie sind schließlich das Ziel und auf sie kommt es an. Die Untätigkeit des Bauern hat ein Ende und Gottes verborgene Arbeit hat ein Ergebnis in den Früchten.

Dann wird „die Sichel ausgeschickt“ – wie es heißt – ein Verweis auf den Propheten Joel, der diesen Ausdruck für das Gericht verwendet. Es geht also nicht um einen ewigen Kreislauf, sondern um einen zielgerichteten Prozess mit einer Wertschöpfung, die nicht Sache des Menschen aber zu seinem Nutzen passiert.

So sieht man die Schöpfungsmacht und Geschichtsmächtigkeit Gottes in diesem Gleichnis: „Niemand wird Gott daran hindern, sein Werk zu tun und sein Heil herbeizuführen.“ (G. Lohfink, Die 40 Gleichnisse, S. 86) Die angemessene Reaktion des Menschen darauf ist „eine tiefe, auf Gott vertrauende Gelassenheit“.

Noch ein Wort zum zweiten Gleichnis vom Senfkorn:

1. In diesem Bild geht es Jesus um den ganzen Vorgang; nicht bloß um den kleinen Samen oder den großen Baum. Die gesamte überraschende und sichere Entwicklung erzählt vom Reich Gottes, wie aus dem Kleinen das Große entsteht.
2. Jesus kennt sich offenbar aus, es gibt tatsächlich den sog. „Schwarzen Senf“, der ganz kleine Samenkörnchen hat und zu einer bis zu 3m hohen Staude wird, deren Zweige Schatten spenden und den Vögeln Nistplatz bieten.
3. Im Hintergrund steht das Bild vom Weltenbaum, der für große Reiche und ihre Herrscher steht. Meistens sind es monumentale Zedern, wie in der ersten Lesung beschrieben. Vor allem die mächtigen Zedern des Libanon, die nicht ohne Grund öfters in der Geschichte abgeholzt wurden, sodass kaum etwas davon übrigblieb.
4. Jesus verwendet zwar dieses Bild, aber er dreht es genial um: denn mit dem Gleichnis über das Gottesreich befinden wir uns nicht auf einem hohen Berg oder in einer weiten Ebene, sondern im Gemüsegarten; und vor uns prahlt kein imposantes Naturdenkmal, sondern doch nur eine Gartenpflanze. Zwar bietet auch sie etwas beschützenden Schatten und widerstandsfähige Zweige, aber es ist doch bloß ein schwaches, bescheidenes und alltägliches Gewächs.

In all seiner Zuversicht bleibt Jesus also doch auch wieder realistisch und theologisch präzise. Denn das bewusst gewählte Bild entspricht genau der Sache, wovon es redet: Das Reich Gottes bläht sich nicht stolz und mächtig auf, es kommt auch nicht unter apokalyptischen Weltgewittern, sondern still und fast unmerklich wie eine Gartenpflanze. Man kann durchaus die Nase rümpfen, wenn man stolze Größe sucht und den Kopf schütteln, wenn man spektakuläre Mirakel erhofft.

Wenn man aber die gewaltlose und ohnmächtige Art des Gottesreiches einmal geschmeckt hat, bleibt man zwar ein „Glaubender und nicht ein Schauender“ (vgl. zweite Lesung), aber man weiß, dass das Kleine und Unscheinbare doch allergrößte Kraft besitzt, und dass Gottes Zusage aus der ersten Lesung von Jesaja stimmt: „Ich mache den hohen Baum niedrig, den niedrigen Baum hoch. Ich lasse den grünenden Baum verdorren und den verdornten erblühen.“